

BIO-KOST

Magisches Raunen

Mit dem Verkauf von Getreidemühlen und vegetarischer Körnerkost macht ein schwäbisches Unternehmen Millionen-Geschäfte. Ernährungswissenschaftler warnen vor der Bio-Diät.

Die Ärzte im Krankenhaus empfahlen dem beinahe 70jährigen, schwer diabetischen Mann, das Bein amputieren zu lassen. Da packte der Patient sein Bündel und machte sich, so gut es ging, auf den Weg nach Hause.

Vom selben Tag an stellte er – auf Anraten seines Zahnarztes – die Ernährung um: Er ließ alles weg außer einem abenteurlichen Cocktail aus „Getreide, angekeimten Leguminosen, Wurzelgemüsen und grünen Salaten“. Nach drei Tagen, in denen er sich an Körnerkost und Grünzeug gelabt hatte, waren seine Beine so gut durchblutet, daß eine Amputation nicht mehr nötig schien. Die nässenden Geschwüre trockneten aus und bedeckten sich, nach und nach, mit Haut. Mit dem Kranken ging's bergauf.

Dr. Johann Georg Schnitzer, der Zahnarzt, der ihm den wunderwirkenden Tip gegeben hatte, wertete das als einen neuerlichen Erfolg der von ihm ersonnenen „Intensivkost“. Denn dem Zahnheilkundigen aus St. Georgen im Schwarzwald gilt seine Ernährungslehre als Allheilmittel, tauglich gegen die vielfältigsten Gebrechen.

Manchen, die sich der Körner- und Gemüsekost des Dr. med. dent. anvertrauten, gelang es nach Jahren, „wieder herzlich in einen Apfel zu beißen“; an-

dere meldeten, nicht minder überglücklich, „regelmäßigen und guten Stuhlgang“. Über 400 verschiedene Leiden, von Hämorrhoiden bis zur Sehschwäche, vom einfachen Infekt bis zum lebensbedrohenden Organleiden, seien – so behauptet Schnitzer – durch seine Kost gelindert oder gar geheilt worden.

Inzwischen haben sich freilich auch Staatsanwälte um den selbsternannten Ernährungs-Propheten gekümmert. Sie witterten eine unerlaubte Allianz aus humanem Gesundheits- und schwäbischem Geschäftssinn, denn der Zahnarzt zog mit Getreidekost, dazugehörigen

Körnermühlen und selbstverfaßten Aufklärungsschriften über die „zivilisierte Urnahrung“ ein Millionengeschäft auf.

„Unter dem Deckmantel des ‚Doktors‘“, so die Ermittler, habe der gelehrte Zahnarzt für eine Reihe von Krankheiten regelrechte Heilversprechen gemacht und Lebensmittel angepriesen, als seien in ihnen sicher wirkende Arzneien verborgen. Dabei sei von der Schnitzer-schen „Pseudo-Lehre“ auch nicht das geringste „wissenschaftlich gesichert“.

Diese Einschätzung bestätigte, in einem Gerichtsgutachten, der Wuppertaler Ernährungswissenschaftler Karl



Getreidemühle im Schnitzer-Werk: „Vitalstoffe“ nur Minuten haltbar?



Schnitzer-Backwaren: „Wären wir Allesfresser, hätten wir Zähne wie Dracula“

Jahnke: Als reine „Magie“ wertet er die Körnerbotschaft aus St. Georgen; die Schnitzer-Fibeln strotzten geradezu vor „irreführenden Aussagen über Stoffwechselvorgänge, Entstehung, Ursachen und Pathophysiologie von Krankheiten“, so der Professor – nur wer einem Ernährungswahn aufsitze, lasse sich vormachen, daß in den Körnern etwas anderes sitze als schlichte „chemische Substanzen“.

Mehr noch: Professor Jahnke erhob gegen den Schnitzer-Kostplan (Hauptbestandteile: Getreide, Gemüse, Salate) ernste medizinische Bedenken:

- ▷ Der Eiweißgehalt der Schnitzer-„Intensivkost“ ist, wie sich bei Analysen in Jahnkes Institut herausstellte, so niedrig, daß Jugendliche im Wachstumsalter, Frauen während der Schwangerschaft und Leistungssportler Schäden davontragen, wenn sie sich ausschließlich damit ernähren.
- ▷ Wegen des Mangels an Vitamin B-12 im Naturcocktail kann, wer sich darauf beschränkt, blutarm werden.
- ▷ Gefährdet sind Menschen, die unter der Addisonschen Krankheit leiden,

einer Unterfunktion der Nebennierenrinde – die kochsalzarme, vegetarische Schnitzer-Kost ist für sie lebensbedrohend.

- ▷ Ungünstig wirkt sich der niedrige Energiegehalt (täglich 1500 Kilokalorien) der Intensivkost bei Patienten aus, die unter Krankheiten wie Tuberkulose oder Krebs leiden.

Geradezu abenteuerlich lesen sich demgegenüber die Heilversprechen, die der Schwarzwald-Zahnarzt an die Befolgung seiner Diät-Vorschriften knüpft:

- ▷ Bluthochdruck, so behauptet er, sei durch die Ernährungsumstellung „innerhalb von sechs bis acht Wochen“ zu normalisieren.
- ▷ Knoten in der weiblichen Brust würden durch „Eiweißüberschüsse“ im Organismus hervorgerufen und könnten durch die Schnitzer-Nahrung „aufgelöst“ werden.
- ▷ Fehlgeburten würden durch falsche Ernährung ausgelöst – durch „lebendige Nahrung“ seien sie zu verhindern.
- ▷ Krebskranke hätten „bessere Lebenschancen“, wenn sie ihre Ernährungsgewohnheiten „unverzüglich“ umstellten und sich zudem in „biomedizinische Behandlung“ zum Heilpraktiker begäben.
- ▷ Nierenkranken bleibe mit der Intensivkost selbst dann noch Hoffnung auf Normalisierung, „wenn Nierenversagen kurz bevorsteht und bereits der Anschluß an eine künstliche Niere als lebensrettende Maßnahme erwogen wird“.

Nach Angaben Schnitzers haben schon „300 000 Familien“ seine Ernährungsbotschaft gehört und ihren Speisezettel umgekrempelt. Auch einige tausend Ärzte und Heilpraktiker verwenden die Intensivkost angeblich als „Basistherapie für ihre Patienten“ – eine Blüte mehr im Angebot der neuen irrationalen Medizin.

Begonnen hatte der Körner-Guru, der seinen Dokortitel mit einer Arbeit über „Zahnreinigungsmittel“ erwarb, den Ausflug in die Welt des grobgemahlten Getreides mit einer Neudeutung der Evolution.

Dem Dr. med. dent., der nicht nur „in zweiter Generation Löcher bohren“ wollte, war beim Gebiß-Studium die Idee gekommen, der Mensch müsse sich über weite Strecken seiner biologischen Entwicklung von Samen, Wurzelknollen und Blattschößlingen ernährt haben. Schnitzer: „Wären wir Allesfresser, müßten wir lange, kräftige Eckzähne haben wie Graf Dracula.“

Die ersten Schritte zur überfälligen Ernährungsreform hatte Schnitzer mit einem „Großversuch“ im Schwarzwaldort Mönchweiler in den 60er Jahren gemacht. Karies und gleich auch Parodontose, behauptete er, seien mit gesunder Ernährung zu besiegen. Mönchweiler Schulkindern wurden deshalb für die Dauer des Experiments Zucker und Süßigkeiten entzogen. Doch zehn Jahre nach Beginn der Kampagne war es um die Zahnreihen des Mönchweiler Nachwuchses nicht besser bestellt als bei Schulkindern anderswo. Das Experiment nahm, wie die „Zahnärztlichen Mitteilungen“ kommentierten, ein „ruhloses Ende“.

Fortan raunte der Schwarzwälder Zahndoktor, in seinen Schriften um so



„Intensivkost“-Prophet Schnitzer
„Urkräfte im Korn“

vernehmlicher von den „Urkräften“, die angeblich in den Getreidekörnern schlummern; er pries die „Wohlausgewogenheit ihrer Inhaltsstoffe“ und wies nach, daß alle geschichtlichen Hochkulturen sozusagen aus der Körnerkost hervorgesprossen seien.

Wer dagegen seine Nahrung in „toter, hitzedenaturierter“ Form zu sich nehme, der verliere, so Schnitzer, „mehr und mehr an Vitalität“ und werde „chronisch krank“; „Erblinden, Nierenversagen, Sensibilitätsverlust, Impotenz, Zahnverlust, Arteriosklerose und Herzinfarkt“ drohten dem Unglücklichen – kurzum: wer den Ruf zur Rohkost überhöre, sei bald reif zum Sterben.

Zur Vermarktung seiner Ideen baute der Zahnarzt eine gut funktionierende Verkaufsorganisation auf. Der Umsatz des Ende der 60er Jahre gegründeten Unternehmens erreichte 1982, mit rund 60 Angestellten, annähernd acht Millio-

nen Mark. Einige hundert Ärzte und Heilpraktiker unterstützten die Kundenwerbung, indem sie Werbebroschüren und Bestellzettel für das „Schnitzer-System“ in ihren Wartezimmern auslegten – gegen zehn Prozent Provision.

Über die Hälfte des Umsatzes erzielte der Zahnarzt, weil er seinen Anhängern neben der „Urnahrung“ und zahllosen Anleitungsbroschüren auch noch die nötigen Getreidemöhlen verkaufte. Das zweitgrößte Modell (Herstellungspreis: knapp 300 Mark) kostet die Körnergläubigen 598 Mark. Die zentrale Ernährungsfibel („Schnitzer-Intensivkost – Schnitzer-Normalkost“) können Besteller für 39,50 Mark ankreuzen.

Rund 600 Schnitzer-Vertragsbäcker haben sich auf Verpackungstüten und in ihrer Werbung verpflichtet, bei der Herstellung von Vollkorn-Gebäck „ausschließlich keimfähiges, schonend und mahlfertig gereinigtes Schnitzer-Vollgetreide aus naturgemäßem Anbau“ zu verwenden.

Doch beides ist ungewiß: Weder handelt es sich um biologisch angebautes Getreide, noch ist auszuschließen, daß der Teig gelegentlich mit Nicht-Schnitzer-Getreide gestreckt wird. Denn die Schnitzer-Körner sind, wie sich 1984 der Arbeitskreis der Schnitzer-Bäcker bei der Firma in St. Georgen beschwerte, um rund ein Drittel teurer als Getreide von „anerkannten Bio-Anbietern“. Eine „hundertprozentige Absicherung“ gegen das Einschmuggeln von Fremdgetreide, so ein Schnitzer-Sprecher, gebe es nicht.

Inzwischen steht der Zahnarzt nur noch als „Wissenschaftlicher Direktor“ einem zur Firma gehörenden Institut vor. 1984 verkaufte Schnitzer seinen Laden an einen Offenburger Unternehmer. Im Frühjahr wurde – gegen Zahlung einer Geldbuße von 10 000 Mark – ein seit 1981 gegen Schnitzer laufendes Verfahren („unlautere Werbung im Zusammenhang mit Lebensmitteln“) eingestellt. Doch der Protest seriöser Wissenschaftler gegen die „Schnitzer-Philosophie“ hält an.

Die für den Mühlenabsatz notwendige Behauptung, nur frischgemahlenes Getreide enthalte alle „kostbaren Vitalstoffe“, wurde von der Detmolder Bundesforschungsanstalt für Getreide- und Kartoffelverarbeitung widerlegt: „Bis zu vier Wochen“, und nicht nur wenige Minuten, wie Schnitzer behauptet, könnten Vollkornschrote „ohne meßbare Vitaminverluste und Beeinträchtigungen in der sensorischen Qualität“ gelagert werden, so der Befund.

Zu einem ernüchternden Urteil über die „Gesundkost“ war auch der Bundesernährungsbericht 1984 gelangt. Fazit: Die von Schnitzer geforderte Ernährungsumstellung sei „weder erforderlich noch zu empfehlen“. Auch Diabetiker könnten durch die Intensivkost nicht „geheilt“ werden, allenfalls sei ihre Krankheit in ein „latentes Stadium“ zu-

rückzudrängen – wie durch jede andere Schlankheitsdiät auch.

Schnitzer reagiert auf solche Einwände mit vertrauensschaffenden Hinweisen. Er stehe, teile er der Kundschaft beispielsweise mit, „im Erfahrungsaustausch mit Krebsforschungsinstituten und einzelnen Krebsforschern im In- und Ausland“.

Die Quelle für seine Informationen über den amerikanischen Forschungszweig enthüllte er leichtsinnigerweise gleich mit – „Reader's Digest“, das Leichtleseblättchen, dem auch US-Präsident Reagan gelegentlich Einsichten verdankt.

TSCHERNOBYL

Vertrauen bei Null

Reaktorexperten erörtern in Karlsruhe westliche Sicherheitsforschung und die Katastrophe von Tschernobyl. Ein Super-GAU, so die erwartbare Analyse, sei in deutschen Reaktoren auszuschließen.

Was genau um 1.23 Uhr am Morgen des 26. April geschah? Da seien westliche Experten, bekannte Hans-Henning Hennies, „auf Spekulationen angewiesen“. Dennoch: Auch ohne präzise Daten aus der Sowjet-Union sei der Super-GAU von Tschernobyl „einigermaßen gut zu beschreiben“.

„Erhebliche Teile des Kerns“, erläuterte der Wissenschaftler des Kernforschungszentrums Karlsruhe, seien wohl „aufgeschmolzen“. Auch seien „wesentliche Anteile von Jod und Cäsium“ aus dem brodelnden Uranbrei entwichen. Ein fatales Unglück – doch „Anlaß für neue Untersuchungen und Experimente“ zur Reaktorsicherheit, so Hennies, gebe Tschernobyl nicht.

Das war, am Dienstag und Mittwoch letzter Woche, die zentrale Botschaft beim „Abschlußkolloquium des Projektes Nukleare Sicherheit“ im Kernforschungszentrum Karlsruhe (KfK). 330 Wissenschaftler und Reaktorexperten aus zwölf Ländern, TÜV-Ingenieure, Vertreter westdeutscher Reaktorbetreiber und Herstellerfirmen hatten sich eingefunden, um über das Ergebnis 15jähriger KfK-Forschung zu diskutieren – die Themen: Kernnotkühlung, Reaktorsicherheitsbehälter, Brennelementverhalten unter Störfallbedingungen, schwere Kernschäden und die Kernschmelze von Tschernobyl.

Am selben Tag, als die amerikanische Reporterin Celestine Bohnen aus der Millionenstadt Kiew, 130 Kilometer südlich von Tschernobyl, von einer „seltsamen Stille“ berichtete, weil „nahezu alle Kinder“ die Stadt verlassen hätten; als die Stadtreinigung der ukrainischen Metropole die Bürgersteige auch noch sieben Wochen nach dem Reaktor-Unfall dreimal täglich abspülte, Wagenbesitzer ihre Karossen reinigten und Hausmeister

Gebäude bis zum zweiten Stockwerk abspritzten, um „unseren Feind, den Staub“ zu bekämpfen – am selben Tag erklärte KfK-Vorstandsmitglied Hennies die Tschernobyl-Katastrophe zum Ost-GAU.

Selbst bei einem „vergleichbar schweren Störfall in deutschen Reaktoren“, so rühmte Hennies den überlegenen westdeutschen Sicherheitsstandard, würde die „Strahlenbelastung auf das Reaktorgebäude beschränkt bleiben“ – allenfalls eine „kaum nennenswerte Strahlenbelastung“ würde die unmittelbare Umgebung „treffen“.

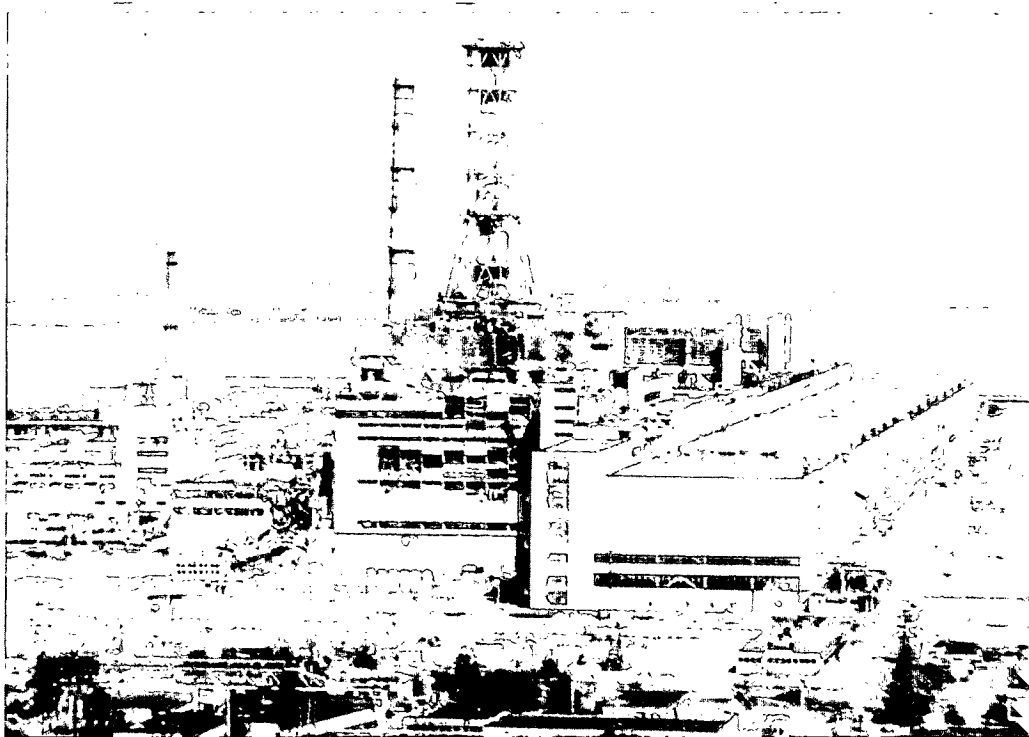
Noch vier Wochen vor der Tschernobyl-Katastrophe hatten westdeutsche Stromerzeuger in ihrer Kundenzeitschrift „miteinander“ zu berichten ge-

wasserverlust schaltet ein solcher Reaktor nicht sogleich ab, sondern das Graphit heizt die atomare Kettenreaktion noch weiter an.

▷ Schließlich fehlte dem Unglücksreaktor ein Sicherheitsbehälter nach deutschem Standard; eine solche Kuppel aus druckfestem Stahlbeton hätte den tödlichen radioaktiven Auswurf zurückhalten können.

Entblößt von wesentlichen Sicherheitsbarrieren, so das Unglücks-Szenario des Kernforschungszentrums, mündete eine gleichsam beherrschbare Kettenreaktion in die Katastrophe.

Das Verhängnis nahm seinen Lauf, als in der Nacht zum 26. April eine „Reaktivitätsexplosion“ die Reaktorleistung im Block IV jäh hochpeitschte: In kaum



Unglücksreaktor in Tschernobyl: „Kein Anlaß für neue Untersuchungen“

wußt, daß „östliche Kernkraftwerke inzwischen hinsichtlich der Sicherheit den westlichen nicht nachstehen“. Nun, nach Tschernobyl, sieht das plötzlich ganz anders aus. „Grundlegend verschieden“, verkündeten KfK-Experten, sei der Unglücksreaktor von deutschen Anlagen:

▷ „Bremsstäbe“, die das atomare Feuer im Atommeiler ersticken können, wurden in Tschernobyl nicht von oben, wie hierzulande üblich, sondern von unten in den Kern geschoben – wenn Stromversorgung und Notstrom-Aggregate versagen, können die Bremsstäbe nicht selbsttätig in den Kern fallen; das Atomfeuer lodert weiter.

▷ In westlichen Reaktoren wird die Kettenreaktion mit Wasser kontrolliert, in Reaktoren vom Tschernobyl-Typ dagegen mit Graphit; bei Kühl-

mehr als zehn Sekunden raste der Meiler aus bislang offenbar auch den Sowjets noch unbekannten Gründen von etwa sieben Prozent seiner 1000-Megawatt-Leistung auf weit über 100 Prozent. Die Notkühlung widerstand dem Hitzeschwall vermutlich nur kurz – Wasser in den Kühlkanälen verdampfte, ein Teil der Brennstäbe lag trocken und erhitzte sich bis zur Schmelze.

In einer folgenschweren chemischen Reaktion verband sich das heiße Zirkonium-Metall der Brennelementrohre mit Wasser; dabei wurde Wasserstoff frei; eine gewaltige Luft-Wasserstoff-Explosion fetzte das Dach vom Reaktorgebäude. Wie ein Blasebalg entfachte ein Schwall von Luft Feuer im Graphitblock des Reaktors.

Schwaden radioaktiver Substanzen trieben aus dem gigantischen Kohlenstoff-Meiler in die Atmosphäre. Wieviel